

## Deutsch oder Französisch?

„Deutsch oder Französisch? – Das ist die Frage.“

Sie wurde von den Jungen in den „Cahiers Luxembourgeois“ gestellt, mit der Bemerkung, daß wir kein zwei-, sondern ein dreisprachiges Land sind, und daß das Luxemburgische in unserm gesellschaftlichen Leben eine Bedeutung hat, die keinem andern Dialekt zukommt.

Daß wir eine eigene Muttersprache haben, ist der beste Beweis dafür, daß wir ein Volk sind. Ein Volk mit eigenem Charakter, dessen Art mit ihren Abarten aus seiner Sprache klingt. Diese Sprache wird nicht nur von den Klassen gesprochen, unter denen man das „Volk“ zu verstehen pflegt. Und nicht nur, wenn es sich um volkstümliche Gesprächsstoffe handelt. Man kann sich nicht denken, daß Luxemburger irgend welcher Gesellschaftschicht sich in einer andern, als ihrer Muttersprache, zusammen unterhalten würden. Jedes Gespräch, jede Diskussion, und ginge sie über die transzendentesten Dinge, wird bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf nur auf luxemburgisch geführt. Allerdings mit ausgiebigen Anleihen aus dem Wortschatz der Wissenschaft. Aber sind denn deutsche und französische Ausführungen über dieselben Themen nicht mit Vokabeln gespickt, die aus dem Lateinischen oder Griechischen entlehnt sind?

Da hätten wir also die Sprache, deren sich der Luxemburger als solcher bedienen könnte. Daneben bleibt festzustellen, daß unsere Mundart nicht, wie viele andere, einen komischen Einschlag hat.

Auf kölnisch zum Beispiel wäre nicht gut eine Tragödie schreiben, wie in der Sprache Anzengrubers, aber unsere luxemburgische Nationalliteratur weist Werke auf, die mit Erfolg auf seelische Ergriffenheit ausgehen.

Warum wir dann aber deutsch oder französisch sprechen und schreiben müssen?

Eigentlich sollte es nur heißen: schreiben. Denn unter uns sprechen wir keine dieser fremden Sprachen.

Sobald es sich aber ums Schreiben handelt, muß Rücksicht auf die genommen werden, die das Geschriebene lesen werden. Und so klein wir als Volk sind, so sind wir doch eingekapselt in eine Gesamtheit von Kultur und Wissen, aus der wir nicht nur schöpfen, sondern in die wir auch mit unsern bescheidenen Kräften hineinwirken wollen.

Es ist eigentlich Unsinn, von unserer Kultur als einer Doppelkultur zu reden. Wir sind nicht der deutschen und nicht der französischen Kultur tributpflichtig, es gibt überhaupt keine Kultur mehr, die ganz nach der Eigenart eines einzigen Landes zu bestimmen wäre. Der Begriff Weltkultur entspricht am richtigsten dem heutigen Zustand. Wir Luxemburger schöpfen aus dem Kulturbestand um uns herum, was in unsere Eigenart paßt, und aus dem Wissen, das der ganzen Geisteswelt eigen ist, was alle andern auch daraus schöpfen.

Weil wir in unserer räumlichen Beschränktheit auf die Nachbarn angewiesen sind, die unsere Sprache nicht verstehen, darum müssen wir den geistigen

Verkehr mit ihnen dadurch ermöglichen, daß wir ihre Sprachen beherrschen. Schriftdeutsch lernen wir leichter, weil es sich in vielem mit unserer Mundart deckt. Das Französische will ganz von außen her gelernt sein. Das „Volk“ vergißt, was es davon in der Primärschule gelernt hat, aber es hält daran in Firmenschildern, Todesanzeigen usw. fest. Für die Gebildeten ist die Kenntnis des Französischen unentbehrlich, schon weil, um es kraß zu sagen, unser Staatswesen mannigfach auf französischen Beinen steht, weil zum Beispiel unsere Gesetzgebung größtenteils französischen Ursprungs ist. Und da wir das Französische meist in französischer Umwelt lernen, weil unsere Akademiker vorwiegend an französischen Hochschulen studieren, ist vielfach festzustellen, daß unser Französisch als Stil und Aussprache waschechter ist als das Deutsch, das viele von uns sogar berufsmäßig reden und schreiben und das oft als schlimmstes Buchdeutsch anzusprechen ist. Sehr oft klingt darin wieder, was sich einer nur oberflächlich gemerkt hat, und er schreibt dann zum Beispiel allen Ernstes, sein Widersacher pfeife auf dem hintersten, statt auf dem letzten Loch.

Mit diesen paar Bemerkungen ist das Thema noch lange nicht erschöpft, und es wird bei Gelegenheit darauf zurückzukommen sein. Aber seien wir froh, daß wir außer dem Werktagsgewand unserer Muttersprache die zwei Sonntagsanzüge im Schrank liegen haben.

Batty Weber

„Abreißkalender“ vom 15. Oktober 1938

Handzeichnung Goethes: Das Tor zum „Breedewee“

